

Zeitschrift: Schweizer Monatshefte : Zeitschrift für Politik, Wirtschaft, Kultur
Herausgeber: Gesellschaft Schweizer Monatshefte
Band: 30 (1950-1951)
Heft: 1

Buchbesprechung: Bücher-Rundschau

Autor: [s.n.]

Nutzungsbedingungen

Die ETH-Bibliothek ist die Anbieterin der digitalisierten Zeitschriften. Sie besitzt keine Urheberrechte an den Zeitschriften und ist nicht verantwortlich für deren Inhalte. Die Rechte liegen in der Regel bei den Herausgebern beziehungsweise den externen Rechteinhabern. [Siehe Rechtliche Hinweise.](#)

Conditions d'utilisation

L'ETH Library est le fournisseur des revues numérisées. Elle ne détient aucun droit d'auteur sur les revues et n'est pas responsable de leur contenu. En règle générale, les droits sont détenus par les éditeurs ou les détenteurs de droits externes. [Voir Informations légales.](#)

Terms of use

The ETH Library is the provider of the digitised journals. It does not own any copyrights to the journals and is not responsible for their content. The rights usually lie with the publishers or the external rights holders. [See Legal notice.](#)

Download PDF: 15.03.2025

ETH-Bibliothek Zürich, E-Periodica, <https://www.e-periodica.ch>

★ Bücher-Rundschau ★

Redaktion: Dr. F. Rieter

Eine Biographie Kierkegaards

Daß *Kierkegaard* für die Geistesgeschichte der Gegenwart von größter Bedeutung ist, weiß man. Die bedeutendste Richtung innerhalb der protestantischen Theologie nach dem ersten Weltkrieg, die dialektische, wird nicht umsonst mit einem kierkegaardschen Begriff benannt, wie andererseits auch die neueste Richtung der Philosophie, der Existentialismus. Trotzdem gibt es keine Gesamtausgabe seiner Werke (die Diederische Ausgabe der Reden ist z. B. auf halbem Wege stecken geblieben), und aus den elf Bänden seiner Tagebücher ist in deutscher Sprache wohl kaum ein Fünftel zu lesen. Daß eine wirklich umfassende Gesamtdarstellung hundert Jahre nach Kierkegaards Tod noch nicht geschrieben ist, mag nicht verwundern angesichts der rätselhaften Größe dieses Mannes. Aber daß eine handliche Biographie bis jetzt fehlte, ist doch merkwürdig. Alle Freunde Kierkegaards werden deshalb erfreut sein, daß diese Lücke nun endlich geschlossen wurde durch die Arbeit von *Hohlenberg*. Und auch wenn man mit dem Verfasser nicht in jeder Beziehung einig geht, so wird man doch sagen, daß er uns ein sehr schönes und lebendig geschriebenes Buch geschenkt hat, für das wir ihm außerordentlich dankbar sind¹⁾.

Das große Verdienst *Hohlenbergs* ist, daß er ein Bild von Kierkegaards Leben zeichnet, das alles bisher verstreute Material zu einer geschlossenen Darstellung zusammenfaßt. Welches die Hauptkapitel eines solchen Buches sein mußten, ist klar: das Verhältnis zum Vater, die Auseinandersetzung mit Hegel, die Verlobung und deren Auflösung, die Angriffe des Witzblattes «Korsar», der Kirchenkampf am Ende des Lebens und schließlich der eigenartig im richtigen Augenblick eingetretene Tod. Daß *Hohlenberg* auch Kierkegaards Auseinandersetzung mit dem schwärmerischen Pfarrer Adolf Peter Adler auf die gleiche Höhe mit den eben genannten Themen gerückt hat, ist sicher berechtigt, und für das mit kierkegaardschem Witz geschriebene Kapitel «Pekuniäres Zwischenspiel» ist man ihm nicht zuletzt dankbar. Gegen die Biographie in engerem Sinne wird höchstens einzuwenden sein, daß Hypothese und Geschehnis an einigen Stellen noch etwas deutlicher auseinandergehalten werden dürften.

Zu dem Gesamtbild, das die geistige Gestalt Kierkegaards zu zeichnen versucht, wird man jedoch gewisse Fragezeichen machen müssen. Kommt nicht das ganz spezifisch Religiöse, die eigentliche Frömmigkeit Kierkegaards, ein wenig zu kurz? Schon die Behandlung der Veröffentlichungen Kierkegaards läßt das erkennen. Während die Schriften der ersten und der letzten Zeit ziemlich ausführlich besprochen werden, erfährt man z. B. gar nichts über den Inhalt eines so wichtigen Buches wie «Die Taten der Liebe» und der damit verwandten Veröffentlichungen. Auch versucht der Verfasser nirgends, dem Leser eine Vorstellung vom Inhalt der religiösen und christlichen Reden zu vermitteln, die doch Kierkegaards Autorschaft von Anfang an begleiten. Das hängt offenbar damit zusammen, daß *Hohlenberg* in solchen Fragen etwas anders denkt als Kierkegaard, z. B. dort, wo es sich um die Bibelautorität handelt. So ist es sicher nicht zutreffend, wenn er sagt: «Kierkegaard brauchte die Worte der Bibel als Waffe im Kampf, aber nicht sie waren es, wo-

¹⁾ Johannes Hohlenberg: Kierkegaard, herausgegeben von Th. W. Bätcher. Benno Schwabe, Basel 1949.

für er kämpfte. Sie waren nur ein Ausdruck für das, was er selbst wollte und was er oft anders formulierte. Die Wahrheit, der er sein Leben weihte, fand er in sich selbst». Und daß Kierkegaard «das Neue Testament korrigiert, wenn die dialektischen Qualitätsbestimmungen ihm keinen adäquaten Ausdruck erhalten zu haben schienen», wird zwar behauptet, aber nicht belegt. Nach Hohlenberg ist das allerwichtigste Anliegen Kierkegaards seine Stellungnahme für das Individuum und gegen die Masse. «Wir stehen in unserer Zeit», schreibt Hohlenberg, «zwischen zwei Möglichkeiten: auf der einen Seite stehen alle Institutionen der Gesellschaft und die Mehrzahl der Menschen und zwingen mit scheinbar unwiderstehlicher Gewalt alles und alle unter ihre Macht. Ihnen gegenüber stehen einige wenige, die sich auf nichts anderes stützen können als auf ihre eigene Persönlichkeit. Aber der Kampf, den sie führen, ist für alle gekämpft. Auf ihm beruht das Schicksal der Menschheit». «Es hat oft ausgesehen, als ob die kollektivistischen Bestrebungen, z. B. auf sozialem Gebiet, von christlichen Idealen inspiriert gewesen wären, und viele ihrer Vorkämpfer haben sich auf Christus berufen und damit geglaubt, in seinem Namen zu handeln. Nun sind die Masken gefallen und diese Bestrebungen haben sich offen als christusfeindlich enthüllt. Daß Kierkegaard vor irgend einem andern und bevor diese Bestrebungen noch Form angenommen hatten, darauf aufmerksam geworden war, ist sein unsterbliches Verdienst und hierin besteht die eigentliche Bedeutung seines Werkes für uns».

Ob das wirklich Kierkegaards wichtigstes Anliegen ist, darüber wird man auch anderer Meinung sein können, daß es ein höchwichtiges ist, wird niemand bestreiten. Doch die gemachten Einwände mögen ja nicht als Entwertung des Buches verstanden werden. Das wäre sehr betrüblich. Nur seine fast notwendigen Grenzen sollten angedeutet werden. Die Hauptsache ist, daß man sich von diesem Buch zu Kierkegaard selber leiten läßt.

Sehr verdienstlich sind übrigens auch die Anmerkungen des Herausgebers *Th. W. Bätcher*. Sie enthalten die wichtigsten Quellennachweise und geben Auskunft über die uns weniger bekannten (dänischen) Persönlichkeiten, die im Texte vorkommen. Auch werden gelegentlich einige Bedenken gegenüber Hohlenbergs Ausführungen angedeutet, die in derselben Richtung liegen, wie die oben erwähnten. Bätcher erweist sich mit seinen Anmerkungen als ein sehr gründlicher Kierkegaard-Kenner, und man darf gespannt sein auf seine ausführliche theologische Arbeit über die erbaulichen Reden, die er in Aussicht stellt.

Konrad Zeller

Jawaharlal Nehru

Die deutsche Übersetzung der Selbstbiographie des indischen Premierministers führt berechtigterweise den Titel *Indiens Weg zur Freiheit*¹⁾. Abgesehen von einem kurzen Nachwort, das die Ereignisse bis 1940 verfolgt, ist sie 1936 abgeschlossen. Man könnte einwenden, daß die wichtigsten und entscheidendsten Jahre in der Entwicklung des Landes zur unabhängigen Republik etwa von 1945 bis 1950 gewesen sind, und daß darum das Buch veraltet ist. Dies ist jedoch keineswegs der Fall. Denn es ist gerade von besonderem Reiz, zu sehen, wie der Verfasser das allmähliche Fortschreiten der gewaltlosen (nonviolence) Revolution angesehen und tatkräftig beeinflusst hat, als er — so zu sagen — noch im Kinderland der Opposition lebte. Wie in der französischen Revolution und später in den Anfängen der russischen, ging auch in Indien der Umschwung von bürgerlicher Seite aus. Gleich Gandhi waren auch Vater und Sohn Nehru, Motilal und Jawaharlal, Anwälte. Motilal Nehru war einer der führenden Advokaten des Landes, der gewohnt war, nach London zu gehen, um dort seine Fälle vor dem Privy Council zu vertreten. Es war für ihn selbstverständlich, seinem Sohn die bestmögliche Ausbildung, nämlich in Harrow und Cambridge, angedeihen zu lassen. Doch im Gegensatz zu vielen Indern, die diese Art

¹⁾ Jawaharlal Nehru: *Indiens Weg zur Freiheit*. (Titel des englischen Originals: *An Autobiography*.) Büchergilde Gutenberg, Zürich 1948.

assimilatorischer Erziehung ins Lager der britischen Regierung in Indien führte, zeigte es sich, daß Nehru unter dem überwiegenden Einfluß von Gandhi sich der Opposition zuwandte, der sich später auch sein Vater anschloß, als nämlich im Laufe der Jahre nach dem ersten Kriege sich die Dinge in Indien mehr und mehr zuspitzten.

Die Selbstbiographie Nehrus ist gleichzeitig die Geschichte des indischen Nationalkongresses, freilich nicht von Anbeginn an, denn der Kongreß wurde bereits in den Achtzigerjahren von dem Engländer A. O. Hume gemeinsam mit gemäßigten Indern begründet. Ihnen schwebte als Ziel englisch-indische Zusammenarbeit vor. Erst im Laufe des ersten Weltkrieges begann der Kongreß sich mehr und mehr in radikal-politischer Richtung zu entwickeln, um schließlich in der Unabhängigkeit des Landes sein Endziel zu finden. Diese erst evolutionäre, dann revolutionäre Entwicklung findet nun in Nehru einen beredten, oft glänzenden Verfasser, der auch versucht, der Gegenseite gerecht zu werden. Der größte Teil seiner Selbstbiographie ist in Gefängnissen geschrieben, wo er lange Zeit in Einzelhaft blieb. Er sagt darüber: «... Das meiste ist unter bedrückenden Umständen geschrieben worden, als ich unter Depressionen und Gemütsspannungen litt... Während ich schrieb, dachte ich kaum an die Zuhörerschaft außerhalb der Gefängnismauern... Ich bemühte mich, so weit wie möglich, logisch und sauber zu denken, und ich glaubte, daß dieser Rückblick auf die Vergangenheit mir in diesem Sinne helfen könnte...».

Es ist schon eine beachtenswerte Leistung des Autors, dieses umfassende Buch von 619 Seiten ohne die Hilfe von Nachschlagewerken niedergeschrieben zu haben, um so mehr, als seine Gedanken ständig bei seiner dauernd kränkelnden Frau weilten, die, wie die übrigen Familienmitglieder, Vater, Mutter und zwei Schwestern, auch zeitweise inhaftiert war. Neben der Geschichte des Kongresses spiegelt das Buch auch die Entstehung und die Entwicklung des passiven, gewaltlosen Widerstandes, dieser einzigartigen, von Gandhi ins Leben gerufenen Kampfmethode, wider. Es hat Nehru lange Zeit und Überwindung gekostet, bis er sich entschloß, diesem Führer zu folgen. In vielen Kapiteln sehen wir den inneren Kampf des Verfassers, der sich mit der asketischen Lebensauffassung Gandhis auseinandersetzt, ohne sie gut heißen oder sie sich aneignen zu können. Doch im allgemeinen ordnet er sich Gandhi unter, der mit sicherem Instinkt zur geeigneten Zeit dem Kongreß die ihm richtig erscheinenden Wege vorschlägt. Mit Erstaunen wird der Leser erfahren, daß Gandhi stets die offizielle Führerschaft des Kongresses abgelehnt, ja sogar sich nach 1933 vom Kongreß zurückgezogen hatte, um sich mehr und mehr der Aufbesserung des Loses der ‚Unberührbaren‘ zu widmen. Dennoch blieb er der «ungekrönte König» der Widerstandsbewegung, ohne dessen Zustimmung auch in dieser Periode kein wichtiger Beschluß gefaßt wurde.

Als im Jahre 1936 der Kongreß sich an der Bildung parlamentarischer Regierungen in den Provinzen beteiligte, hielt sich Nehru zurück, da er fürchtete, daß damit das Ziel endlicher Unabhängigkeit in weite Ferne verschwinden würde. Er bereiste in der Zeit vor dem zweiten Weltkrieg Europa, sah in Deutschland das von den Mächten unbehindert aufsteigende nationalsozialistische Regime, weilte während der Münchner Krise in Barcelona, London, Paris, Genf und Prag und konnte so das ganze Elend dieser selbstvernichtenden Politik Europas aus erster Hand studieren. Mit den sich daraus ergebenden Folgerungen für Indien setzt er sich in dem ausführlich gehaltenen Nachwort auseinander. Vielleicht war es auch eine Folge der Nachgiebigkeit Englands und Frankreichs gegenüber den Nationalsozialisten, die Nehru an Ort und Stelle miterlebt hatte, daß der indische National-Kongreß im Jahre 1942 die sogenannte «Verlasse Indien»-Bewegung (Quit India Movement) begann, die seine Führer, einschließlich Nehru, für lange Zeit wieder ins Gefängnis brachte. Es ist interessant zu sehen, daß manche Vorwürfe, die der Verfasser gegen die britische Regierung erhebt, heute von der Opposition im Lande gegen die gegenwärtige indische Regierung, deren verfassungsmäßiges Oberhaupt Nehru ist, erhoben werden.

Daß Indien als selbständige Republik innerhalb des (einst britischen) Commonwealth geblieben ist, spricht für beide Teile. Dieser Entschluß auf Seiten Indiens ist sicherlich zum großen Teile dem Einfluß von Nehru zu verdanken. Man findet wohl auch dafür den Schlüssel in seiner Selbstbiographie, wenn er sagt: «... Ich bin zu einer merkwürdigen Mischung des Ostens und Westens geworden... Vielleicht sind

meine Denkweise und Lebensauffassung dem Abendländischen verwandter als dem Ostlichen, aber Indien haftet mir, wie dies bei all seinen Kindern der Fall ist, in zahllosen Eigentümlichkeiten an... Ich kann mich weder vom Erbe der Vergangenheit noch von meinen jüngsten Errungenschaften befreien. Beide sind Teile von mir...».

Leider ist die Übersetzung der Biographie, die in elegantem Englisch — so typisch für alle Bücher des Verfassers — geschrieben ist, schwerfällig, weil sie sich zu eng an das Original klammert. Das angefügte Sachregister weist überdies bedenkliche Fehler auf, die sich leicht hätten vermeiden lassen. So stellen z. B. die Harijans (Unberührbare) nicht, wie es dort heißt, die unterste Klasse (richtiger Kaste) der Hindus dar, sondern sind vielmehr außerhalb aller Kasten, deren es nicht drei, wie dort bemerkt, sondern vier gibt. Die unterste Kaste der Sudras ist ausgelassen. Das weltberühmte Taj Mahal erscheint als das «Grabmonument der Moghulkaiserin T. M.», während der Name der Kaiserin Mumtas Mahal ist. Schließlich wird das indische Wort «katcha» als «ein in Nordindien von den Sikhs getragenes halblanges Beinkleid» gedeutet, so daß der Satz, in dem der Ausdruck vorkommt (Seite 564), völlig sinnlos erscheint. Katcha heißt «unvollkommen» oder «dürftig», während das Unterbeinkleid der Sikhs in Hindustani «kachh» heißt. Solche und ähnliche Fehler hätten sich vermeiden lassen können. Man vermißt auch das ausführliche Personenregister des Originals, das bei einem solchen Buch für den Quellenforscher unerlässlich ist.

E. Schäffer

Zur Vollendung des Schweizer Lexikons

Das *Schweizer Lexikon*, dessen vier erste Bände ich im Augustheft 1946 und im Märzheft 1948 dieser Zeitschrift besprochen habe, steht vollendet da, und man darf mit gutem Gewissen sagen, daß die drei letzten Bände von der Redaktion mit der gleichen Sorgfalt und Sachkenntnis betreut worden sind, wie die vorhergehenden¹⁾.

Auch hier ist den *geschichtlichen Fragen*, um mit diesen zu beginnen, gebührend Platz eingeräumt, wobei rühmend betont sei, daß den geistesgeschichtlichen Perspektiven stets eine besondere Pflege zuteil wurde. Bezeichnend dafür ist, daß Krisenpunkten unserer Erdoberfläche wie den (türkischen) «Meerengen», «Osteuropa» oder dem «Mittelmeerraum» und dann wieder Begriffen, die kritische Lagen unserer Tage bezeichnen, wie «Vermassung», «Machttrieb», «Nationalismus» usw. stets auf bestem Niveau stehende Ausführungen gewidmet sind. Ja sogar ein Aufsatz über das «zwanzigste Jahrhundert» hat hier Aufnahme gefunden, in dem wir eine klare Analyse der wirklich nicht ganz gefahrlosen geistigen Situation unserer Tage lesen können. Daß geschichtliche Ereignisse, wie die beiden vergangenen Weltkriege, eine besonders ausführliche Würdigung gefunden haben, ist selbstverständlich.

Ebensoviel Sorgfalt hat man aber auch der *Erdkunde* angedeihen lassen; man kann sogar fast sagen, daß die längsten und ausführlichsten Artikel jeweils Ländern, Städten und andern geographischen Themen gewidmet sind. Wir werden da durch alle Gegenden und Orte unseres Erdballs geführt, lernen ihre politische und wirtschaftliche Bedeutung, ihre Kunstwerke und alles Wissenswerte auf in der Regel sehr zuverlässige Weise kennen. Damit ist aber nicht gesagt, daß sich nicht mitunter Fehler eingeschlichen haben, von denen einige kleinere wenigstens en parenthèse zu Handen einer späteren Auflage genannt seien: Mailands größte Zeit (292/402), in der es die Kapitale der abendländischen Hälfte des römischen Reiches war, in der die weströmischen Kaiser Hof hielten, hätte nicht verschwiegen werden sollen; außerdem ist S. Lorenzo in Mailand nicht um 560, sondern spätestens im dritten Viertel des 5. Jahrhunderts entstanden — in Pisa ist nicht Heinrich IV., sondern der in Buonconvento unerwartet verstorbene Heinrich VII. begraben; sodann steht die Band IV, S. 581/82 abgebildete Kanzel nicht in Pisa, sondern in Siena — das

1) Schweizer Lexikon, 5., 6. und 7. Band. Encycloos-Verlag, Zürich.

Markttor von Milet ist nicht 2. Jahrhundert vor Chr., sondern ca. 160 nach Chr. errichtet worden — von den Kirchen von Saloniki ist nach neueren Forschungen die Sophienkirche nicht um 530, sondern erst im 8. Jahrhundert entstanden und St. Georg ist am Anfang des 4. Jahrhunderts als Grab des Galerius erbaut worden; der letztere Bau gehört übrigens in die Familie der römischen Rundgräber, mit dem Pantheon hat er nichts zu tun — bei Mossul hätte bei den Literaturangaben an erster Stelle das Kapitel Mosul von Sarre-Herzfelds archäologischer Reise ins Euphrat- und Tigris-Gebiet genannt werden sollen — der Dom von Split ist weder altchristlich noch byzantinisch, sondern bestimmt das Grab Diokletians.

Von den Artikeln über *Kunstgeschichte* läßt sich viel Gutes sagen; bei den Aufsätzen sowohl über Bauten, als auch über Bildhauer und Maler werden wir jeweils in kurzer und prägnanter Weise auf das wirklich Wesentliche aufmerksam gemacht. Immerhin sei, um auf eine Einzelheit zu sprechen zu kommen, bemerkt, daß Vierungstürme niemals nur eine «Sonderform der Romantik» sind, denn sie kommen schon in frühchristlicher Zeit häufig vor und leben dann in Renaissance und Barock als Kuppeltürme weiter.

Daß wir uns auch über *politische* und *Rechtsfragen* zuverlässig orientieren lassen können, ist bei einem modernen Lexikon wohl eine Selbstverständlichkeit. Und sicher wird es hier besonders der Laie begrüßen, wenn er über die einen und andern juristischen Fragen, die ja in das Leben eines jeden eingreifen, in allgemein faßlicher Weise Aufschluß erhält. Das gleiche gilt auch für das große Gebiet der *exakten Wissenschaften* und der *Technik*, die eine ganz besonders gründliche Pflege erfahren haben. Besonders über Probleme, die in unserer modernen Zeit wichtig geworden sind, kann man sich hier nach jeder Richtung hin belehren lassen, so über alle Fragen, die mit dem «Luftverkehr» oder mit «Motorfahrzeugen» zusammenhängen, selbstverständlich fehlt auch ein orientierender Aufsatz über «Zertrümmerungsanlagen der Kernphysik» nicht.

Von der Technik zur Welt der *wirtschaftlichen Fragen* ist heute nur ein kleiner Schritt und auch hier sind gerade viele prinzipielle Fragen, die heute eine ungeahnte Wichtigkeit erhalten haben, auf eingehende und klare Weise behandelt. Ich nenne da u. a. die Artikel über «Inflation», «Markenrecht», «Marktwirtschaft», «Marxismus», «Maschine und Mensch», «Meistbegünstigungsklausel», «Merkantilismus», «Rationalisierung», «Planwirtschaft». Vermißt habe ich nur einen Artikel über das «Mezzadriasystem», das in Mittelitalien eine so große Rolle spielt und dem manche sogar die Erfolge des Kommunismus bei den italienischen Bauern in die Schuhe schieben. Sehr zu begrüßen ist übrigens, daß auch kurze Angaben über Presseorgane, Verlage und große Geschäftsfirmen im Schweizer Lexikon Aufnahme gefunden haben.

Zuletzt noch Berichtigungen einiger Einzelheiten aus der mir besonders nahestehenden orientalischen Archäologie: Nisibis hätte wegen seiner großen historischen Bedeutung als Grenzbollwerk am damaligen eisernen Vorhang weit eher als das benachbarte Mardin erwähnt werden dürfen; Kal'at Sim'an (die Simeonsburg) heißt nicht Sim'an Kal'at; auch Pasargadae hätte als älteste persische Hauptstadt, Paikuli wegen seiner wichtigen sassanidischen Inschrift, Rusafa wegen seiner großartigen frühchristlichen Ruinen (die Kathedrale, bzw. Sergios-Basilika ist ja sogar abgebildet worden) einen eigenen Artikel verdient; in den Literaturangaben über Mschatta fehlt gerade das wichtigste, der bahnbrechende Aufsatz von Ernst Herzfeld im ersten Jahrgang des «Islam», in dem er als erster den islamischen Ursprung dieses Wüstenschlosses nachwies.

Aber diese paar Aussetzungen sind nur Einzelheiten, die mir zufällig aufgefallen sind; sie verschwinden in der Flut des Gebotenen und dürfen einem die Freude über das gelungene Werk nicht verderben. Denn durch knappe Fassung und Beschränkung auf das wirklich Wesentliche ist es gelungen, in diesen sieben Bänden eine Unmenge von Wissensstoff zu vereinigen; die zahlreichen Literaturangaben aber weisen uns dabei stets den Weg, wohin wir uns zu wenden haben, wenn wir unsere Kenntnisse über das im Lexikon Gesagte weiter ausdehnen und vertiefen wollen. So ist hier ein Werk zustande gekommen, das eine wahrhaft imponierende Leistung darstellt; ein Werk, das sich nicht nur bei uns in der Schweiz, sondern auch außerhalb unserer Landesgrenzen getrost sehen lassen darf.

Samuel Guyer

Francesco Chiesa

Francesco Chiesa's Erinnerungen aus jungen Jahren

Francesco Chiesa erfreut sich in Italien eines ausgedehnten Rufes. Auch seinem unlängst erschienenen Band *Ricordi dell'età minore* wird der Erfolg sicher nicht ausbleiben¹⁾. Diese Kindheits- und Jugenderinnerungen erzählt uns Chiesa ohne Umschweife, auf eine gerade, ungezwungene Art. Doch sie tragen keinen Zufallscharakter, sie sind sorgsam ausgewählt und in Gruppen geordnet, die sich jeweils um ein bestimmtes Thema scharen: das Dorf der Mutter, die Gestalten der Verwandten, Schul- und Ferienszenen.

Das Tessin bildet den natürlichen und ständigen Hintergrund; man fühlt diesen Kanton nicht nur als Landschaft, sondern als eine kleine Welt voll eigenen Lebens. Vielfalt und Einheit dieses Lebens, die charakteristischen Seiten des Tessiner Milieus seiner Kindheit sind mit treffenden Strichen vom Dichter genau festgehalten und verdeutlicht. Auf diesem Hintergrund erscheinen die einzelnen Szenen oft voll Eindringlichkeit und Feinheit.

Einmal sehen wir zwei Knaben, die sich eines Jagdgewehres bemächtigt haben und sich bis zum Anbruch der Nacht draußen aufhalten. Da wird einer von ihnen von der Versuchung gepackt, nach dem Mond zu schießen: «... der Mond stand in vollem Licht, und als wir, aus dem Walde kommend, eine Wiese überquerten, war es so hell, daß man wie am Tage alles sehen konnte. Mein Begleiter hielt plötzlich inne, richtete sein Gesicht nach oben zu dem großen goldenen Gesicht und fragte mich: ‚Was ist eigentlich der Mond?‘ ‚Gib acht‘, sagte ich ihm, ‚ich schieße jetzt hinauf, und wenn er herunterfällt, sehen wir, was er ist‘. Und ich machte eine Bewegung, um das Gewehr, das mir über die Schulter hing, zu ergreifen. Wenn das kleine Dummerchen verstanden hätte, daß ich nur Spaß machte, wäre alles dabei geblieben. Aber er klammerte sich mir an den Rock, an die Arme mit so flehenden Bitten und solchem Schrecken, daß ich in meiner Komödie nur zu sehr ermutigt wurde. Ich befreite mich aus seinen Händen, zielte und ließ den Schuß losgehen. Schaurig war dieser Ton inmitten jenes ungeheuren, sanften, milchigen Lichtes. Von einer unaussprechlichen Angst fühlte ich mich ergriffen. Ohne es zu wagen, die Wirkung meines Schusses abzuwarten und zu untersuchen, drehte ich mich um und begann hinter dem Kleinen herzulaufen, der schon geflüchtet war und forteilte, — lief — lief».

Die Erzählung hat einen starken Wirklichkeitsgehalt, doch zugleich eignet ihr eine poetische Atmosphäre. Dieses Zur-Wirklichkeit-werden eines Geheimnisvollen zeigt uns auch eine andere Szene, in welcher der Dichter schildert, was einst in ihm als Knaben vorging, als er sich auf der Spitze eines Kirchturmes befand, während die Glocken läuteten. Da tritt auch das Licht der tessinischen Landschaft am schönsten in Erscheinung, das klare Licht des Sommermorgens, indirekt dargestellt, im Zusammenhang mit der Beschreibung der schaukelnden dröhnenden Glocken.

Sehr reich ist dieses Buch an menschlichen Gestalten, und sie prägen sich uns ein: die Tante, welche die Scheiben der Fenster so bemalte, daß es im Haus immer dunkel war, die dem alten Klimperkasten «paradiesische Klänge und Sänge» entlockende Base, der närrische Bettler, der alle Stückchen Papier, die er findet, aufbewahrt, der verbitterte Schullehrer, der aber bei einem schönen Vers immer wieder in Begeisterung gerät, die politisierenden Tessiner, die verhaßten und verdächtigten politischen Gegner, die Kameraden, die Freunde, die prächtigen Eltern, die zierliche, alles verklärende Enkelin. Ein kleines Volk, eigenartig, eigenwillig, eine kleine Welt mit ihrem eigenen Horizont, ihrem Mond, ihrem Fluß, ihrem Glockenturm...

So tritt uns hier ein zum lichten und harmonischen Bilde erhobenes Stück Wirklichkeit entgegen: eine wahrhaft wohltuende Lektüre.

Fredi Chiappelli

1) Istituto Editoriale Ticinese, Bellinzona 1948.

Francesco Chiesa im Spiegel seines Schülers

Nicht mancher Schriftsteller erlebt von Zeit zu Zeit eine Doktordissertation über sein jeweiliges Gesamtwerk. Schon *Giuseppe Zoppi* doktorierte in Fribourg mit einer Chiesastudie, unlängst versuchten es *Johanna Adorf* in Zürich und *Giuseppe Biscossa* in Mailand, demnächst soll aus der Mailänder Università Cattolica noch eine dem vielbeachteten Tessiner gewidmete Arbeit hervorgehen¹⁾.

Dies jungbeschwingte Ergründen seines Wesens und Werkes muß für Chiesa eine besondere Genugtuung bedeuten. Doch man ahnt oder in Gedanken sieht man ein Lächeln über seine gütigen Züge huschen, wenn in sein dichterisches Schaffen zuweilen recht seltsame Zusammenhänge hineintheoretisiert, hineingeheimnist werden, wenn seine Kunst symptomatisch sein soll für ihm wohl völlig Fernliegendes.

Biscossa, nunmehr in Lugano tätige: Journalist, Italiener aus Como, im Tessin aufgewachsen, dankbarer Schüler Chiasas am Luganeser Lyzeum, hat sich, wie auch Johanna Adorf, mit ganzer Hingabe in seinen Gegenstand vertieft, hat sich bemüht, Chiasas Gestalt und Gesang in der komplexen Tessiner Umwelt zu betrachten, zu erlauschen, Chiasas poetisches Eigengesetz (*poetica è la legge autonoma dell'opera d'arte*) durch zwanzig Bände, Poesie und Prosa, hindurch zu verfolgen und des Dichters fördernden Einfluß auf die geistige Haltung, auf die Kultur des Tessins nachzuweisen.

Vor Chiesa, meint Biscossa, liefen die Tessiner Gefahr, auf kulturellem Gebiet allzuviele Seelen in ihrer Brust zu beherbergen und somit keine eigene geprägte Epoche zu besitzen. Vornehmlich in der zweiten, aus der engeren Heimat schöpfenden Epoche, gab ihnen Chiesa eine Poesie, in der sie ihre eigenste Seele entdecken konnten, eine italische Seele. Diese muß mit dem helvetischen Patriotismus durchaus nicht in Konflikt geraten, ja sie ist dazu angetan, die schweizerische Gesamtheit um ein Eigenwertiges, ein Begehrtes zu bereichern. Chiesa gelang es zugleich, die geistige Welt der italienischen Schweiz in die moderne italienische Kultur einzufügen.

Eine umsichtige, hellsichtige, zwar nicht wesentlich neue Erkenntnisse zeitigende und methodisch nicht immer überzeugende Untersuchung. Einzelheiten, so gewisse ästhetische Bewertungen, gewisse Zulassungen, gewisse Einreihungen, werden nicht unwidersprochen bleiben. Im ganzen aber darf Biscossa der Zustimmung aller sicher sein, die sich mit den Kulturphänomenen und -problemen des Tessins intensiv auseinandersetzen.

Zu den in Betracht gezogenen Bänden kamen um die vorletzte Jahreswende Chiasas Jugenderinnerungen hinzu²⁾. Gleich widmete ihnen Biscossa ergriffen eindringliche Worte³⁾. Zu Recht, denn, bei aller Schlichtheit — «Einfacher, immer einfacher werden», bekannte Chiesa einmal als seine Sehnsucht —, sind nicht wenige dieser Seiten bezaubernde Zeugen höchster künstlerischer Reife.

Elsa Nerina Baragiola

Zum Werk Edzard Schapers

Es ist endlich möglich, das Werk eines der bedeutendsten heutigen Prosadichter deutscher Sprache kennen zu lernen. *Edzard Schaper* hatte in jungen Jahren schon vor dem Krieg zu schreiben begonnen — was damals und noch im Anfang des Krieges erschien, ist nur zum Teil zu uns gelangt. Die wichtigsten Bücher sind nun endlich in schweizerischen Verlagen herausgekommen, vermehrt um die neuen Schöpfungen, die in jüngster Zeit in der Schweiz entstanden sind, nachdem Krieg

1) Giuseppe Zoppi: La poesia di Francesco Chiesa. Libreria Editrice Milanese. Milano 1920. — Johanna Adorf: Francesco Chiasas dichterische Welt. Francke, Bern 1948. — Giuseppe Biscossa: Storia della poetica di Francesco Chiesa. Cavalleri, Como 1948.

2) Ricordi dell'età minore. Ist. Ed. Tic., Bellinzona 1948.

3) Giornale del Popolo. La pagina letteraria. Lugano, 9. Febr. 1949.

und Verfolgung dem Dichter lange Jahre die Feder aus der Hand genommen hatten. Es liegt eine beglückende Ernte vor, die uns nach Art und Rang außergewöhnlich scheint, und nicht nur im Hinblick auf den sonst nicht übertrieben reichen Ertrag an junger deutscher Dichtung.

Allerdings mögen vielleicht dem Schweizer Leser zunächst allerlei Voraussetzungen fehlen, da Schaper — deutschbaltischer Herkunft, finnländischer Nationalität — seine dichterische Welt größtenteils in einem Raum besitzt, der uns hierzulande oft fremd ist, so daß uns die Aktualität und Gültigkeit seiner Probleme und Symbole nicht auf den ersten Blick geläufig sein mag. Was der Untergang der baltischen Staaten zwischen West und Ost als Realität, als Symptom und als gleichnishafte Geschehen für ganz Europa bedeutet, ist uns ja beschämend wenig bewußt. Es ist darum vielleicht richtig, vom *Henker* auszugehen, dem Roman, der unmittelbar vor Beginn dieses Untergangs entstanden ist und in unheimlicher, hellsichtiger Weise die geschichtlichen Lebens- und Todesmächte dieser bedrohten Randlandschaften europäischer Kultur zur Anschauung bringt¹⁾. Der *Henker* ist bis heute der umfangreichste Roman geblieben, stoffgesättigt und vielschichtig und vielleicht auch mit seelischen und sachlichen Hintergründen, in denen sich der Leser nicht ohne weiteres auskennt. In der äußersten Schicht bietet er ein großartiges Bild der Lebensformen und Lebenssorgen der baltischen Grundherren auf ihren großen Gütern; aus vergangenen Jahrhunderten einer großen christlich-feudalen Herrenzeit ragt dieses Dasein herein in eine Gegenwart — die Zeit des estnischen Aufstandes 1905 —, da neue Mächte: die russische Staatsmacht, estnischer Nationalismus und sozialrevolutionäre Tendenzen die politischen, moralischen und wirtschaftlichen Grundlagen jenes adligen Daseins tödlich erschüttern, es aber zugleich wieder in die Zone rücken, wo es seiner selbst neu bewußt werden und auch auf verlorene Posten und im Untergang sich einer großen ritterlichen Tradition treu erweisen und sich bewähren kann. Obwohl das Buch die Fundierung eines geschichtlichen Dokumentes hat und hinter seinen Personen konkrete Urbilder stehen, geht es Schaper in einer tieferen Schicht um das bedrohte geistige Bild des adligen, ritterlichen Menschen schlechthin als eines der größten Vermächtnisse der abendländischen Tradition. Und so hebt sich aus dem Kreis dieser Rittergutsbesitzer, Offiziere und Beamten, dieser Originale oder Typen das Bild seines Grafen Ovelacker gerade dadurch, daß dieser zwischen den verschiedenen, unlösbar ineinander verkeilten Fronten und in hoffnungsloser Situation dieses adlige Menschentum als ein einsamer, immer tiefer vereinsamender und bedrohter Mann in sich selbst zu verwirklichen hat. Ovelacker ist der verharrende, ja in manchem passive Held, vom Dichter mit einer ergreifenden Liebe gezeichnet. Unter den verschiedenen Forderungen der Gerechtigkeit, der Ehre, der Treue tritt er einen tragischen Gang nach innen an, bis er am Rande des Nichts seinem Engel begegnet. Der Gläubiger seiner Schuld, die nicht mehr juristisch, sondern nur religiös begriffen werden kann, wird zum geheimnisvollen Gegenüber in dem alten estnischen Bauern Koiri, dem er in Vollstreckung eines Kriegsgerichtsurteils die Söhne genommen hat. Der Gang des Grafen zu diesem anderen Ich, dem estnischen Hiob, am Schluß des Buches, sprengt den tödlichen Ring.

Hier sind wir nun freilich bei dem zentralen Anliegen so mancher modernen Dichtung: im Zerfall der Ordnungen, in der Paradoxie so mancher sich überschneidender geschichtlicher Notwendigkeiten, im Erleiden aller «Tode» von der äußersten, «existenziellen» Grenze her die Eröffnung eines neuen Lebens zu finden, die Verwandlung aller äußern Untergänge in einen inneren, wenn auch nur gnadenhaft erfahrbaren Ertrag zu leisten. Schapers Bücher kreisen alle um diese Grenzerfahrungen unserer eschatologischen Zeit, ob sie nun den Untergang eines Einzelnen, einer Gesellschaftsschicht oder selbst einer Kirche schildern, und sie sind überall bemüht, die geheimnisvolle Verrechnung des bis zum Martyrium getriebenen Einzelschicksals mit dem großen Geschehen der Geschichte ahnen zu lassen.

Aber Schapers Bücher unterscheiden sich von so vielen andern, die thematisch verwandt sein mögen, durch ihren ruhigen Verzicht auf alle naturalistischen Sensationen oder surrealistischen Tricks. Schapers Sprache zeigt einen streng geführten Duktus, der seine erzählerische Unmittelbarkeit nicht mit einer Vernachlässigung

¹⁾ Der *Henker*. Atlantis, Zürich 1949.

der Sprachgestalt und einer Angst vor dem Satzbau bezahlen muß; der Erzähler liebt das weite Ausgreifen der Sätze und scheint mit seinem «Stil» selbst etwas von der ritterlich-gefaßten und ehrenhaften Haltung seines Helden im *Henker* zu vertreten. Zeit und Raum sind zwar immer, oft in bedrängender Dichte, gegenwärtig, aber nie als Selbstzweck. Alle bloße Schilderung ist sparsam und zum vornherein gefaßt und bezogen auf das seelische Geschehen, in welchem der Dichter allerdings bis in die Grenzzone des Sagbaren vordringt.

Man begreift, daß es Schaper locken mußte, das Thema auch dort zu formulieren, wo es auch im Stofflichen unmittelbar sichtbar wird und gleichsam in der repräsentativsten Sphäre erscheint: im Schicksal der geschichtlichen Mächte und Formen des Glaubens, d. i. der Kirche und ihrer Vertreter selbst. So hat ihn das Schicksal der russisch-orthodoxen Kirche, ihres Priester- und Mönchstums, die mit dem Jahrtausendbesitz ihrer religiösen Erfahrung, ihrer Weisheit und ihrer geheiligten Formen seit der russischen Revolution verfolgt und mit dem Untergang bedroht sind, nicht nur in zwei kleinern Erzählungen²⁾, sondern schon im ältesten der hier zu besprechenden Romane beschäftigt³⁾. In Rußland selbst und in den baltischen Randstaaten ist dieser Kirche, ihren Priestern und Gläubigen eine immer schwerere Prüfung aufgetragen, ja sie tritt, vor unsern Augen, wieder zurück in die urchristliche Lage und hat selbst das Martyrium zu bestehen. *Sterbende Kirche* — auch in dieser letzten und reinsten Ebene die mögliche Verwandlung einer immer näher heranschreitenden Vernichtung ins Mysterium der Erlösung, aus letzter Einsamkeit und Verlorenheit.

In diesem frühen und bis heute wohl bekanntesten Roman ist freilich dieser Untergang noch fast wie eine Legende erzählt, überglänzt von der schlichten, unbeirrbareren Frömmigkeit des alten Priesters, des Vaters Seraphim: er ist, in einem verlassenen estnischen Hafendörfchen der 1920er Jahre der letzte Hüter eines zerfallenen großen Gotteshauses und einer sich verlierenden Gemeinde; der Sohn ist Agent der russischen GPU geworden, die Mutterkirche gehorcht den neuen Machthabern; dem estnischen Staat muß wegen unbezahlter Steuern das Letzte, die heiligen Geräte, verpfändet werden. Während des Ostergottesdienstes stürzt schließlich die Kuppel des alten Kirchenbaus ein und erschlägt den Priester mit einem Teil seiner Gemeinde, aber im Herzen zweier junger Menschen, die sich bei dem dröhnenden Läuten der Osterglocken im Turme finden, bleibt die Zukunft der Kirche aufbewahrt. Erst im Hintergrund bleibt hier noch eine tiefere Not, die Erschütterung der Glaubensgewißheit selbst und die Möglichkeit eines kämpfenden, nicht nur dulddenden Martyriums jenseits eines bloßen Hüterns der versinkenden Formen kirchlicher Überlieferung. Diese bewußtere, persönlichere Not wird ausgetragen vom Diakon, Sabbas, einem früheren russischen Offizier, der gelähmt, schuldig, krank und verzweifelt in diesem Buch erst auf sein Schicksal wartet, auf das Wiedererlangen der Kirche, die ihm verloren gegangen ist.

Dieses Schicksal wird ihm im neuen Buch *Der letzte Advent*⁴⁾. Die *Sterbende Kirche* wirkt wie ein Präludium zu diesem härteren, unmittelbarer aktuellen Roman. Ein großartiges Eingangskapitel: durch die rasende Flammenwand eines Waldbrandes, der an der Grenze wütet, dringt der Diakon unentdeckt hinein in seine alte Heimat Rußland, die das Land der Gottlosen geworden ist, geht er, erweckt zur Angst und zur Stärke zugleich, strauchelnd und doch geführt, hinein in den gleichsam entrückten Raum seines künftigen Martyriums. Es ist ein Vorgang, der auch sonst bei Schaper vor allem im Anfang des *Henker* seine großen Parallelen hat: das schicksalhafte Hineingezogenwerden, das Erkennen und Erkanntwerden in dem unausweichbaren, unumkehrbaren geschichtlichen Vollzug. In meisterhaft disponierten Kapiteln ist nun das Wirken des Priesters in den kleinen heimlichen Kreisen der Gläubigen gegeben, ein Ringen nicht nur mit der Gegenkirche des Antichrists, nicht nur in der äußeren Ebene von Flucht, Verstecken, Verfolgung, noch mehr im Innern, im Drama der Versuchungen, der Schuld und Ratlosigkeit und der Gnade — «er fühlte sich wie auf schmalem Grat, in allen Tiefen waren Versuchungen» — im Kampf der Liebe mit der Bosheit und mit der Schwäche, die

²⁾ Der große offenbare Tag und Das Lied der Väter. Beide erschienen in der Hegner-Bücherei des Summa-Verlages, Olten 1949. ³⁾ Die sterbende Kirche. Atlantis, Zürich 1948. ⁴⁾ Der letzte Advent. Atlantis, Zürich 1949.

ihm in der Gestalt des willenlosen ehemaligen Gemeindepriesters Feofan in die nächste, innerste Nähe kommt. Die höchste Gnade aber begibt sich in der Begegnung mit Ilja, dem Polizeienten und Sohn des alten Priesters der *Sterbenden Kirche* — «ein abtrünnig gewordener Teil Gottes in dieser Welt, den Gott mehr würdigt als uns» —, der mit ihm und der Kirche wieder vereint wird in Folter und Tod in den Zellen des Gefängnisses. Die Sicherheit des Dichters ist bewundernswert, die Erzählung von der zeitgeschichtlichen Reportage mit aller sachlichen Genauigkeit — man denkt an Köstlers *Darkness at noon* — durchzuführen ohne Bruch in die Ebene des Seelischen und schließlich des Übernatürlichen eines hier und heute sich vollziehenden Heiligenlebens⁵⁾. Es ist ähnlich wie in Graham Greenes «The power and the glory», nur mit wieviel schlichteren, gemesseneren Mitteln! Eine Deutung der Geschichte, die nichts an Grauen ausläßt, aber auch nichts von den Kräften der Liebe, die mit jenem in paradoxer Verkettung stehen.

Der dokumentarische Wert dieses Buches ist nicht das letzte, was den Leser gefangen nimmt. Und doch hat Schaper in seiner seither entstandenen neuesten Erzählung mit einer Art freiwilliger Askese verzichtet auf den Beistand auch dieser sachlichen Mittel, um als Künstler den exemplarischen Fall an sich und nur an *einem* Helden, abgelöst und abgerückt in eine vergangene Zeit (der napoleonischen Kriege), um so reiner zu ergründen⁶⁾. Man wird diesen Verzicht vom Standpunkt stofflicher Neugier aus bedauern können, aber doch als einen Akt der Befreiung von persönlichen und aktuellen Bedingtheiten anerkennen müssen. Tatsächlich gewinnt Schapers Kunst hier eine neue Kraft überlegener Linienführung, im Stimmungshaften, im Wechsel von Hell und Dunkel, im Ablauf des seelischen Dramas. Es ist die Geschichte eines falschen Verdachts, der den Betroffenen — einen kleinen Leutnant der großen Invasionsarmee Napoleons — durch alle Phasen einer Begegnung mit sich selbst zu einer neuen Freiheit führt. Der Verdacht ist an sich wesenlos und falsch, gibt aber den Anlaß zur Entdeckung einer rein metaphysischen Schuld, die in dem Prozeß der Selbstwerdung persönlich bejaht und verantwortet werden kann. Eine existenzielle Exekution, könnte man sagen, wie im *Henker*; das äußere geschichtliche Leben, dem der zu Unrecht verhaftete und der Konspiration verdächtige Offizier verbunden ist, reduziert sich auf den engen und doch die Welt bedeutenden Ausschnitt seines schmalen Zellenfensters, der «Scharte». Die Qualen des Häftlings, weniger raffiniert als die Erfindungen moderner Diktaturen, führen in grandioser Stufung der Versuchungen, der Erkenntnisse und Besinnungen auf den Weg einer christlichen Freiheit, «wie sie keine Mauer je zu ersticken vermag». In dem verhaltenen und verhüllenden Schluß ist nur angedeutet, wie der endlich auch äußerlich Befreite eingeht «in die namenlose Schar der Dienenden und Helfer an den Leidenden und Sterbenden des großen Gerichts».

Das Werk Schapers stellt wohl den bedeutendsten Beitrag einer so seltenen protestantischen Dichtung zur geistigen Situation der Zeit dar, ein Gegenstück zu den zahlreichen Dichtern katholischer Richtung. Wenn es seine Stoffe und Symbole im Bereich der russischen oder der katholischen Kirche sucht, so hebt es sich schon damit über die Grenzen irgend eines Konfessionalismus hinaus. Und wenn es überhaupt christliche Dichtung gibt, so ist sie dies nicht wegen einer bestimmten Lehrtendenz oder Motivik, sondern gestaltet ihre Welt in eigener, künstlerischer Gerichtsbarkeit, als Dichtung, die, wie das Beispiel des *Henkers* zeigt, einer spezifisch christlichen Stofflichkeit auch entbehren kann. Daß Schapers ja erst in Entwicklung begriffenes Werk in diesem Sinne volle, christliche Dichtung ist, das ist wohl das Schönste, was sich dazu sagen läßt.

Max Wehrli

⁵⁾ Die französische Ausgabe von *Darkness at noon*, erschienen unter dem Titel «Le zéro et l'infini», ist besprochen im Aprilheft 1947, S. 59—60. Deutsche Ausgabe unter dem Titel: *Sonnenfinsternis*. Hamish Hamilton, London 1949 (Hinweis im Dezemberheft 1947, S. 622) und Atlantis, Zürich 1949. *Redaktion*.

⁶⁾ Die Freiheit des Gefangenen. Hegner-Bücherei im Summa-Verlag, Olten 1950.